

# **Zwischen Benachteiligung und neuen Möglichkeiten: Studierende Frauen in den Jahren bis 1933**

von Melanie Stelly

Nachdem der Einführung des Frauenstudiums von der Universität derartiger Widerstand entgegen gebracht worden war, stellt sich die Frage, wie es den studierenden Frauen in den ersten Jahrzehnten an der Universität Tübingen erging. Mit welchen Rahmenbedingungen waren sie konfrontiert und wie gingen sie damit um?

Betrachtet man den Hochschulzugang, stand in Württemberg im Jahr 1904 mit dem 1899 gegründete Mädchengymnasium eine einzige Bildungseinrichtung für Mädchen 27 solcher Bildungseinrichtungen für Jungen gegenüber. Dieses Ungleichgewicht verschärft sich noch durch die Tatsache, dass es sich bei dem Mädchengymnasium um eine private Einrichtung handelte, was eine im Vergleich zu höheren Knabenschulen schlechtere Ausstattung bei gleichzeitig höherem Schulgeld zur Folge hatte. Außerdem waren die Schülerinnen bis 1922 gezwungen, ihr Abitur bei fremden Lehrern in Jungengymnasien abzulegen. Erst im Jahr 1919 kam mit dem Ausbau des Stuttgarter Königin Katharina-Stifts zur Mädchen-Oberrealschule eine weitere Bildungseinrichtung hinzu, auf der Mädchen das Abitur machen konnten.

Seit dem Jahr 1909 konnten jedoch Mädchen auch höhere Knabenschulen besuchen - allerdings nur mit Ausnahmegenehmigung. Auch hier mussten sie ein höheres Schulgeld zahlen. Ihre Zulassung konnte jederzeit widerrufen werden und erfolgte stets nachrangig der von Knaben. Beim Übergang von den höheren Mädchenschulen bzw. ab 1914 den Mädchen-Realschulen zu den höheren Knabenschulen wurden Mädchen bis 1924 trotz bestandener Aufnahmeprüfung um ein Jahr zurückgestuft und hatten somit eine um ein Jahr längere Schulzeit in Kauf zu nehmen.

Insgesamt ergab sich aus diesen Bedingungen, dass die meisten Studentinnen einen weit weniger gradlinigen Bildungsweg bis zum Abitur zu durchlaufen hatten als ihre männlichen Kollegen. Zudem erlangte der Großteil der Frauen im Gegensatz zu den Männern ihr Abitur nicht über den Besuch eines Gymnasiums, sondern über den Besuch einer Oberrealschule, was zur Folge hatte, dass sie für die Zulassung zu einer ganzen Reihe von Studienabschlüssen das Latinum nachholen mussten, was zu einer Verlängerung und Verteuerung ihres Studiums führte.

Es zeigt sich also, dass trotz der prinzipiellen Möglichkeit, das Abitur zu machen und einer langsamen Verbesserung des Schulangebots für Mädchen Frauen hinsichtlich der Erlangung der Hochschulreife bei weitem noch nicht gleichberechtigt waren.

Gleiches gilt für die Zeit nach dem Studium. Die Frauenbewegung hatte nicht für das Frauenstudium als Selbstzweck gekämpft, sondern es ging dabei vor allem um die Öffnung von akademischen Berufen für Frauen.

Hier aber war es mit dem Wegfall der Zulassungsbeschränkungen zum Studium nicht getan, denn ein Studienabschluss selbst gewährte noch keinen Anspruch auf Zulassung zu staatlichen und kirchlichen Prüfungen und auch nicht zur Promotion und Habilitation an den Universitäten. Offen standen Frauen zunächst nur die pharmazeutische und zahnärztliche Prüfung, sowie die ärztliche Vor- und Approbationsprüfung. Relativ früh kam 1906 die Dienstprüfung für das Lehramt hinzu, doch die Zulassung von Frauen zu den beiden höheren juristischen Staatsexamen erfolgte erst 1922, die zu den beiden kirchlichen Prüfungen erst 1928. Seit dem Erlass des Preußischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung vom 21.2.1920 konnten Frauen sich an Hochschulen habilitieren und so eine wissenschaftliche Karriere anstreben.

Es waren aber natürlich nicht nur formale Schranken, die der Berufstätigkeit von Frauen im Weg standen. Viele Männer konnten sich Frauen nicht als Mitarbeiterinnen vorstellen – von Chefinnen einmal ganz zu schweigen – und fürchteten ihre Konkurrenz um die knappen gutbezahlten Arbeitsplätze in prestigeträchtigen Berufen. Folglich stellten sie Frauen gar nicht erst ein bzw. ließen sie nicht in qualifiziertere Positionen aufsteigen. Untermauert wurde dies durch die ideologische Überhöhung der Mutterschaft und der häuslichen Versorgung einer Familie als dem "wahren Beruf" der Frau, so dass Berufstätigkeit für Frauen stets nur als Übergangslösung bis zur Verheiratung akzeptiert war oder als Notlösung für den Fall, dass eine Verehelichung ausblieb oder der Mann als Familienernährer ausfiel.

Es verwundert vor diesem Hintergrund nicht, dass Frauen in aller Regel mit der Heirat ihr Studium oder ihre Berufstätigkeit aufgaben. Eine weitere Berufstätigkeit nach der Verehelichung war im Grund nur Freiberuflerinnen möglich, also in erster Linie Ärztinnen, aber in geringem Umfang auch Apothekerinnen und Rechtsanwältinnen.

Die Aufgabe des Berufes war dabei keinesfalls nur eine freiwillige Entscheidung der Frauen. Unter dem Schlagwort "Doppelverdienerkampagne" wurde insbesondere nach dem Krieg bis nach der Inflation 1923 und ab dem Beginn der Weltwirtschaftskrise 1929 massiv gegen berufstätige Ehefrauen Stimmung gemacht mit dem Argument, Frauen nähmen

familiernährenden Männern die Arbeit weg.

All dies traf nun natürlich auch Frauen, die eine wissenschaftliche Karriere an der Universität anstrebten. Die erste Habilitation in Deutschland gelang im Wintersemester 1918/19 der Medizinerin Adele Hartmann in München. Kurz darauf, im Jahr 1920, wird Margarete von Wrangell, die 1904 in Tübingen zu studieren begonnen hatte und 1909 auch hier ihre Promotion abschloss, als erste Frau in Württemberg habilitiert – allerdings nicht an der Universität Tübingen sondern von der Landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim. In Tübingen wird bis 1933 keiner Frau diese Ehre zuteil und es gab auch keine hartnäckigen Versuche von Frauen in dieser Richtung, so dass die Universität Tübingen im Gegensatz zu anderen Universitäten diesbezüglich keine Debatten zu führen hatte.

Auch Professorinnen gibt es in dieser Zeit in Tübingen keine. Frauen rücken hier nur bis zum Rang der Assistentin vor und auch das nicht in beachtlicher Zahl. Lediglich in der Romanistik und der Anglistik sind zwei Assistentinnen bekannt: Dr. Luise Rebensburg und Dr. Hildegard Gauger. Letztere wird die erste Habilitandin Tübingens, allerdings erst im Jahr 1944.

Die Wertung der Berufstätigkeit von Frauen als Not- und Übergangslösung hatte natürlich Rückwirkungen auf das Frauenstudium. Das Frauenstudium wurde weit weniger ernst genommen als jenes von Männern. Im besten Fall galt es als Luxus, im schlechtesten als ungerechtfertigtes Besetzen von Studienplätzen, die eigentlich den Männern zustanden. Folglich wurden in knappen Zeiten als erstes Frauen das Studium erschwert. Sei es, weil die Universität selbst - wie nach dem ersten Weltkrieg geschehen – Zulassungsbeschränkungen für Frauen einführte oder aber weil die jeweiligen Familien dem Studium der Söhne dem der Töchter Vorrang gaben.

Wenn sie denn ein Studium beginnen konnten, lagen für Frauen die Hauptschwierigkeiten nicht im unmittelbaren Studienbetrieb, sondern in ihrer mangelhaften materiellen Ausstattung.

Obwohl die Studentinnen im Durchschnitt aus einer höheren sozialen Gesellschaftsschicht kamen als ihre Kommilitonen, waren sie finanziell von ihren Eltern meist weniger gut abgesichert, ging man doch davon aus, dass Frauen weniger Geld benötigten als Männer. Studentinnen hatten in Tübingen zudem kaum Aussicht darauf, ein Stipendium zu erhalten. 1919 sahen von 102 Stiftungen nur drei auch Studentinnen als Bezugsberechtigte vor.<sup>1</sup> Hinzu kam, dass Studentinnen nicht Mitglied in Verbindungen oder den beiden Stiften

---

<sup>1</sup> Vgl. Edith Glaser, Hindernisse, Umwege, Sackgassen, 1992, S. 157-163.

werden konnten und so von deren Vergünstigungen wie freier Wohnung, Verköstigung, den Bücheretat entlastende umfangreiche Bibliotheken oder Räumlichkeiten zum Arbeiten und zur Freizeitgestaltung bei gestellter Heizung und Licht, ausgeschlossen waren. Zudem hatten es die Studentinnen schwerer, eine Unterkunft zu finden und wenn sie eine fanden, mussten sie oft mehr dafür bezahlen als Studenten.

Alles in allem hatten Frauen es so deutlich schwerer als ihre männlichen Kommilitonen, während des Studiums materiell über die Runden zu kommen. Dies galt noch verstärkt für die harten Nachkriegs- und Inflationsjahre.

Trotz all dieser Widrigkeiten stieg - mit gewissen Schwankungen - der Studentinnenanteil an der Universität Tübingen von 0,2 % im Sommersemester 1904 bis auf 14 % im Sommersemester 1933.

In der Kaiserzeit waren studierende Frauen an der Universität Tübingen noch eine Ausnahmeerscheinung. Der Studentinnenanteil bleibt bis 1916 bei unter 5 %. Dies änderte sich deutlich während des ersten Weltkrieges. Der prozentuale Anteil der Frauen an den Studierenden stieg ab dem Sommersemester 1916 an, bis er zwei Jahre später einen Höchststand von 11 % erreichte, um dann nach dem Krieg wieder auf knapp 7 % abzufallen. Dies klingt unbedeutender als es war, denn es erhöhen sich die absoluten Zahlen von gut 50 Studentinnen auf knapp 300 im Jahr 1916 und damit um den Faktor sechs, was bei einer Gesamtzahl von 2.650 Studierenden eben jenen 11 % entspricht. Plötzlich sechsmal so viele Studentinnen an der Universität vorzufinden, mag den ein oder anderen erschreckt haben, insbesondere wenn von den ca. 2000 Studenten die überwiegende Mehrzahl für den Kriegsdienst beurlaubt war und sich also gar nicht in Tübingen befunden hat.

Nach dem Krieg verfügte man wie in vielen Universitäten auch für Tübingen ein Zwischensemester für Kriegsteilnehmer (zwischen dem Wintersemester 1918/19 und dem darauffolgenden Sommersemester). Speziell für die Neuimmatrikulation von weiblichen Studentinnen beschloss der Große Senat der Universität Tübingen Zulassungsbeschränkungen für das Sommersemester 1919 und das Wintersemester 1919/20, die jedoch nicht übermäßig streng anmuten:

"Es sind zur Neuimmatrikulation zugelassen 1. Kriegsteilnehmerinnen gemäss dem Ministerialerlass vom 30. Dezember 1918 (...); 2. Württembergerinnen; 3. Die Studentinnen aus den vom Feind besetzten Gebieten; 4. Solche Studentinnen, die schon früher in Tübingen immatrikuliert gewesen sind; 5. Ausserdem ist es dem Rektoramt vorbehalten, in besonderen Ausnahmefällen die Genehmigung des Ministeriums zur Neuimmatrikulation von

Studentinnen einzuholen".<sup>2</sup> Diese Maßnahme bewirkte tatsächlich einen Rückgang des Studentinnenanteils um 3 Prozentpunkte, was in absoluten Zahlen jedoch lediglich 30 Studentinnen weniger als noch im letzten Kriegssemester ausmachte. Dieser Trend setzt sich fort, wenn auch die Zahlen weder absolut noch prozentual wieder auf Vorkriegsniveau sanken; sie lagen aber auch nicht deutlich darüber.

Insgesamt lässt sich also für Tübingen sagen, dass während des Ersten Weltkrieges die Studentinnenzahlen deutlich anstiegen und danach wieder mäßig sanken. Ursache für diese Entwicklung war vermutlich, dass die Studentinnen während des Krieges die durch den Kriegsdienst der Männer freiwerdenden Studienplätze besetzten und danach wieder fern blieben. Ausschlaggebender als die formalen Zulassungsbeschränkungen dürfte hierfür die allgemeine Stimmung gewesen sein, dass nun aber wieder die Männer dran wären, und die schlechte Versorgungslage, von der studierende Frauen stärker betroffen waren als studierende Männer.

Völlig abschrecken ließen sich die Frauen davon aber nicht. Von 1920 bis 1926 schwanken die Studentinnenanteile zwischen knapp 6 % und gut 8 % und die absoluten Zahlen zwischen 150 und 230 Studentinnen. In den nächsten sechs Jahren zwischen 1927 und 1933 kommt es zu einem mehr oder weniger kontinuierlichen Anstieg auf 14 %.

Trotz der steten und deutlichen Zunahme studierender Frauen an der Universität Tübingen in den ersten dreißig Jahren des Frauenstudiums blieben die Studentinnen die gesamte Zeit des Kaiserreiches und der Weimarer Republik also eine Ausnahmeerscheinung.

Wie erging es den studierenden Frauen an der Universität Tübingen in den ersten dreißig Jahren? Machten sie Diskriminierungserfahrungen? Edith Glaser, die ihre Dissertation über das Frauenstudium an der Universität Tübingen von 1904 bis 1933 geschrieben und hierzu Gespräche mit ehemaligen Tübinger Studentinnen aus dieser Zeit geführt hat, berichtet, dass von den 57 von ihr interviewten Frauen jede die Frage, ob sie als Frau in ihrem Studium diskriminiert worden sei, ausdrücklich verneint hätte. Nichtsdestotrotz gibt es Berichte über Anfeindungen und Herablassungen und zwar auch und gerade von den von Glaser interviewten Frauen.

Von den Professoren hört man immer wieder, sie hätten Studentinnen herablassend behandelt und nicht ernst genommen, während man an sie gleichzeitig höhere Leistungsanforderungen stellte. Auch von "Schweinigeleien" wird gelegentlich berichtet.

---

<sup>2</sup> Sitzungsprotokoll vom 27. Februar 1919, Universitätsarchiv Tübingen 47 / 39, S. 312f.

Von Vera Vollmer, einer Stuttgarter Lehrerin, die 1907-1910 in Tübingen studiert hat und später als erste Frau Referentin im württembergischen Kultusministerium wurde, ist folgender Ausspruch überliefert: "Es wird mir immer klarer, daß wir für ... keine Menschen sind, sondern Damen, keine Schülerinnen, nur Damen, also Geschöpfe untergeordneter Art."<sup>3</sup>

Das Verhalten der Kommilitonen wird deutlich feindseliger als das der Professoren beschrieben. Aussagen wie: "(Uns wurde) die Tür vor der Nase zugeschlagen, wenn wir in den Hörsaal wollten" oder "Sie [die Studenten] haben gesagt: 'Die Studentinnen, die wollen wir nicht dabei haben'" zeugen von einem nicht gerade entspannten Verhältnis zwischen Studentinnen und Studenten. Besonders die Corpsstudenten taten sich offenbar durch derartiges Verhalten hervor.

Edith Glaser interpretiert die Tatsache, dass die ehemaligen Tübinger Studentinnen von diskriminierenden Erlebnissen berichten, diese aber nicht als Diskriminierungen werten, als psychologisch verständliche Reaktion auf die Dissonanz zwischen erwünschtem Selbstbild und Erinnertem. Diskriminierende Erfahrungen sind immer schmerzlich, beschämend und beschädigen die eigene Person. Die gemachten Erfahrungen als unbedeutende Einzelfälle und als Folge einer "schlechten Kinderstube" der Diskriminierenden zu werten, reduziert diese Beschädigung.

Hinzu kommt, dass die Frauen ihren Eltern dankbar waren, dass sie es ihnen überhaupt ermöglicht hatten zu studieren und dass sie – gerade auch mit Blick auf die Bildungsbiographien ihrer Mütter - stolz auf ihre Leistung waren. Das Frauenstudium selbst empfanden sie dabei ab den 20er Jahren als eine Selbstverständlichkeit. Mit den Errungenschaften der Weimarer Republik für Frauen sahen sie sich als gleichberechtigt an und die Ziele der Frauenbewegung als erreicht.

In der Anfangszeit des Tübinger Frauenstudiums waren viele Studentinnen noch eng mit der Frauenbewegung verbunden gewesen. Im Dezember 1904 hatte sich eine Tübinger Ortsgruppe des Vereins Frauenbildung - Frauenstudium gegründet. Dieser Verein entfaltete unter der Vorsitzenden Berta Reinhardt zwischen 1906 und 1912 eine rege Vortragstätigkeit, mit Einzelvorträgen von führenden Vertreterinnen der Frauenbewegung und jedes Semester stattfindende Vortragsreihen zu allgemeinen Themen.

1911 findet sogar die 13. Hauptversammlung des Gesamtvereins in Tübingen statt. 110 Delegierte kommen nach Tübingen und die bedeutendsten Rednerinnen waren Helene

---

<sup>3</sup> Ernst und Magda Metzger, Dr. Vera Vollmer, 1953, S. 3.

Lange und Gertrud Bäumer. Die Universität Tübingen wurde dabei in den Reden gelobt. Berta Reinhardt meinte über die Einführung des Frauenstudiums, dass es "einen wirklichen Widerstand, besonders in Sachen des Frauenstudiums, ... hier überhaupt nicht zu brechen" gab (Tübinger Chronik vom 26. Mai 1911). Hier irrte Berta Reinhardt wie gezeigt wurde, doch die rege Vereinstätigkeit unter ihrem Vorsitz und auch ihre Person selbst mag die Akzeptanz des Frauenstudiums in Tübingen gefördert haben.<sup>4</sup>

Mit dem Verein Frauenbildung - Frauenstudium eng verbunden war der 1910 gegründete Verein Tübinger Studentinnen, der in den folgenden Semestern einen großen Teil der Tübinger Studentinnen zu seinen Mitgliedern zählen durfte.

Bereits auf der Hauptversammlung des Vereins Frauenbildung – Frauenstudium im Jahr 1911 gab es jedoch von Seiten der Frauenbewegung Kritik an den damaligen Studentinnen. Die Studentin Klara Hähnle bemerkt, dass "die jetzige studierende Generation ... das [Frauenstudium] bisweilen gar nicht mehr so zu schätzen [weiß] oder ... es vielmehr als etwas selbstverständliches hin[nimmt]". Sie wirft ihren Kommilitoninnen vor, dass sie "ohne Kampf die Früchte ihrer [der Frauenbewegung] Arbeit" einheimsen, und fordert sie auf, statt dessen "in Dankbarkeit derer [zu] gedenken, die für uns und unsere Sache gearbeitet haben."<sup>5</sup>

Ihr Appell findet wenig Gehör, denn das Interesse der studierenden Frauen an der Frauenbewegung schwindet zunehmend und auch sonst setzten sich immer weniger Studentinnen für ihre Belange aktiv ein. Die Bedeutung der Studentinnenvereinigungen gemessen an ihren Mitgliederzahlen sinkt und ihre Unterstützung bei Wahlen zum AStA ist gering. Da ist es nicht verwunderlich, dass die Mehrzahl der von Edith Glaser interviewten Frauen sich als politisch uninteressiert bezeichnet. Einzelne politisch aktive Frauen gab es dennoch und darunter auch solche, die sich für eine Verbesserung der Situation von Studentinnen einsetzten. Eine breite Bewegung war dies jedoch nicht.

In den ersten dreißig Jahren sahen sich die Studentinnen also mit einer Vielzahl von Benachteiligungen konfrontiert, aber gleichzeitig eröffnete ihnen das Studium auch neue Möglichkeiten, die sie für sich zu nutzen verstanden. Nach und nach erkämpften sie sich neue Studienabschlüsse und stießen in neue Berufsfelder vor. Und auch wenn die durch das Studium eröffneten Berufe von den meisten nur als Übergangs- und Notlösung angesehen wurden, so wurde es für die Frauen doch zunehmend selbstverständlicher zu studieren. Das Selbstbewusstsein, das sie aus dieser Selbstverständlichkeit und aus der Tatsache zogen,

---

<sup>4</sup> Edith Glaser, Hindernisse, Umwege, Sackgassen, 1992, S. 219.

<sup>5</sup> Ebenda.

dass das Absolvieren eines Studiums eine Leistung jenseits der Normalbiographie von Frauen darstellte, war sicher ein Grund, warum es in dieser Zeit nicht zu einer breiteren Politisierung im Hinblick auf den Kampf gegen die Diskriminierungen von studierenden Frauen kam. Zudem prägte die herrschende Meinung, dass die wahre Berufung einer Frau in ihrer Rolle als Hausfrau, Ehefrau und Mutter bestand, natürlich auch die Studentinnen. Es war für die meisten völlig selbstverständlich, mit einer Heirat ihr Studium bzw. ihren Beruf aufzugeben. Doch auch die andauernde Kritik am Frauenstudium in der Öffentlichkeit und vor allem die massiven Anfeindungen, die da während und nach dem ersten Weltkrieg studierenden Frauen entgegenschlug, wird es Studentinnen erschwert haben, sich für ihre Rechte aktiv einzusetzen. Unter diesen Bedingungen als Frau ein Studium zu absolvieren erforderte schon genug Kampfgeist und Durchsetzungsvermögen.

#### **Literatur:**

Glaser, Edith: Hindernisse, Umwege, Sackgassen – Die Anfänge des Frauenstudiums in Tübingen (1904 – 1934), Weinheim 1992.

Fellmeth, Ulrich von (Hrsg.): Margarete von Wrangell und andere Pionierinnen. Die ersten Frauen an den Hochschulen in Baden und Württemberg. Begleitbuch zur Ausstellung, St. Katharinen 1998.

Metzger, Ernst und Magda: Dr. Vera Vollmer. In: Mitteilungsblatt der Lehrerinnen-Vereinigung Baden-Württemberg, 3/4 (1953), S. 1-7.

Scherb, Ute: Ich stehe in der Sonne und fühle, wie meine Flügel wachsen – Studentinnen und Wissenschaftlerinnen an der Freiburger Universität von 1900 bis in die Gegenwart, Königstein/Taunus 2002.